

Eine Frage der Haltung!

Ethik zwischen Neurowissenschaften und Philosophie

Die Philosophie gilt als „Mutter der Wissenschaften“. Aus den philosophischen Grundfragen nach der Natur, der Seele oder dem Geist haben sich im Laufe der letzten Jahrhunderte die sogenannten „Einzelwissenschaften“ wie Physik, Biologie, Psychologie oder – ganz modern – die Kognitions- und Neurowissenschaften entwickelt.

Das Verhältnis zwischen den Naturwissenschaften und der Philosophie ist in der Regel von gegenseitiger Gleichgültigkeit geprägt: Als empirische Wissenschaften, das heißt als Wissenschaften, die sich auf messbare Tatsachen berufen, haben sich die Einzelwissenschaften von der Philosophie weitgehend emanzipiert und distanziert. Zu „philosophieren“ beginnt man in den „Tatsachenwissenschaften“ in der Regel nur dann, wenn im eigenen Fachgebiet (wieder) Grundfragen zur Disposition stehen. Der Einbruch der Quantenmechanik in die klassische Physik ist so ein Beispiel. Objektiv messbare Tatsachen ließen sich plötzlich nicht mehr mit den klassischen Erklärungsmustern deuten und verstehen, was Albert Einstein zu der unphysikalischen Feststellung „Gott würfeln nicht“ veranlasste. Umgekehrt sind viele Philosophen der Auffassung, dass empirisches Wissen für philosophische Fragestellungen nicht unmittelbar relevant ist. Weite Teile der Philosophie haben solches Wissen lange Zeit geradezu ignoriert (Metzinger 2010, Seite 14).

Seit kürzerer Zeit findet jedoch ein Umbruch statt: Gerade die Kognitions- und Neurowissenschaften sind eine sehr interdisziplinäre Veranstaltung. Neben Medizin, Psychologie und Biologie sind auch Mathematik, Physik, Informatik und die „Philosophie des Geistes“

in den Erkenntnisprozess involviert (letztere vor allem dort, wo es um die begriffliche Klärung und/oder Präzisierung von Grundbegriffen wie etwa „Geist“ oder „Bewusstsein“ geht).

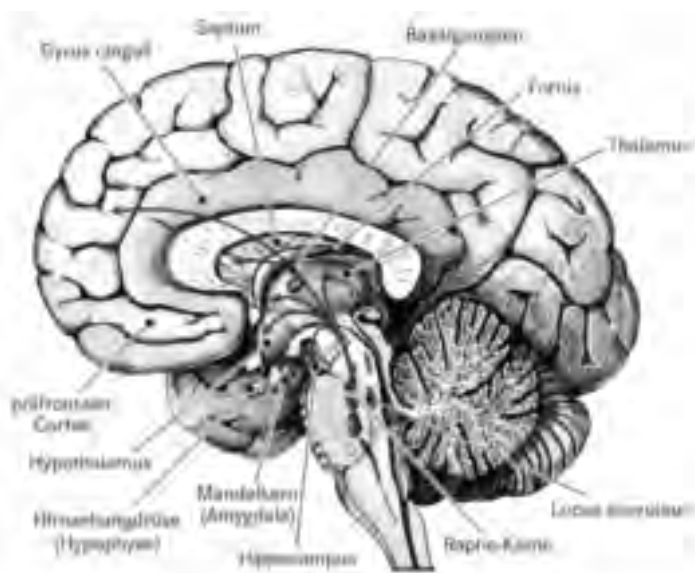
Wie fruchtbar – für beide Seiten – eine solche Zusammenarbeit sein kann, zeigt eine Auseinandersetzung mit dem Thema „Haltungen“. Hintergrund ist die sogenannte „Diskrepanz zwischen Einstellung und Verhalten“, die der philosophischen Ethik schon lange zu schaffen macht und zu deren Überwindung neuere Erkenntnisse der Neurobiologie beitragen können. Es geht in diesem Fall also um eine empirisch informierte Ethik.

*Keine Ethiktheorie
ist perfekt!*

Zwischen Einstellung und Verhalten

Die Grundfrage der modernen Ethik lautet: Welche subjektiven Ansprüche oder Überzeugungen sind so geartet, dass eine Verpflichtung besteht, ihnen intersubjektive Anerkennung zukommen zu lassen (Düwell 1999)? Man kann Ethik aber auch als das „Geschäft rationaler Analyse und Kritik anhand von Kriterien“ verstehen, welche „die Verallgemeinerbarkeit von normativen (hier: wertenden) Urteilen sichern sollen“ (C. F. Gethmann). In beiden Herangehensweisen geht es um die Forderung der Begründbarkeit wertender Urteile, und diese Forderung soll im Geiste wissenschaftlicher Rationalität eingelöst werden: Sie soll zu intersubjektiv nachvollziehbaren, verallgemeinerbaren Urteilen führen, wobei Allgemeingültigkeit zweierlei bedeutet: Erstens, dass verpflichtende Normen für „alle Personen und alle Situationen eines bestimmten allgemeinen Typs“ gelten, „nicht nur für irgendwelche bestimmte Individuen, bestimmte Situationen, bestimmte Regionen oder Zeiträume“ (Birnbacher 1980, Seite 113). Und zweitens, dass sie „im Prinzip gegenüber jedermann rational gerechtfertigt und gegenüber jedem, der ihre Geltung bezweifelt, einsichtig begründet“ werden können. Im Idealfall führen solche Überlegungen zu einem komplexen gedanklichen System mit mehreren Ebenen und Untergliederungen, von dem man sagen kann: „Wer jede Ebene mitsamt ihren Untergliederungen auf eine begründete Weise inhaltlich bestimmen und konsistent aufeinander beziehen kann, der verfügt über eine ethische Theorie.“ (Ott 2001, Seite 28)

Nun ist spätestens seit Arthur Schopenhauer bekannt, wie schwer es ist, Moral zu begründen.¹ Tatsächlich versucht man seit der Aufklärung konsistente,



systematisch-rational gegliederte „Moralsysteme“ – Ethiken eben – zu entwickeln, wobei man am Ende feststellen muss: „Keine Ethiktheorie ist perfekt.“ (Ott 2001, Seite 194) Und: Selbst wenn „alle Begründungsprobleme gelöst“ wären – was sie nach diesem Befund

ja nicht sind –, „blieben genügend Motivationsprobleme übrig“ (Ott 2001, Seite 35). Man kann es auch ganz praktisch formulieren: Nur selten erweisen sich die im Zuge der Mo-

*Damit Argumente Handlungs-
änderungen bewirken, müssen
sie nicht nur geistig, sondern
auch emotional überzeugen.*

ralbegründungsversuche gegebenen Antworten als „derart zwingend, dass sie auch jene Menschen, die keine Moralphilosophinnen und -philosophen sind, im Konfliktfall zu moralischem Wohlverhalten veranlassen würden“ (Pollmann 2014). Und (wie man wohl ergänzen muss): oft noch nicht einmal die jeweiligen Moralphilosophinnen und -philosophen selbst. Traurige Berühmtheit erlangte diesbezüglich Max Scheler, der Begründer einer Wertethik. Angesprochen auf die Widersprüche zwischen den in seinen Werken verkündeten ethischen Maßstäben und seiner kaum vorbildlich zu nennenden Lebensführung soll er geantwortet haben: „Von einem Wegweiser erwartet man schließlich auch nicht, dass er den angezeigten Weg geht.“

Wozu aber soll eine Ethik, die nicht zu „taterzeugendem Wissen“ (J. G. Fichte) führt, nützlich sein? Was soll ein akademisches Großunternehmen, das in-

zwischen laut Auskunft des *Web of Science* jährlich tausende von Publikationen hervorbringt, die selbst für Fachleute nicht mehr zu überblicken sind? Ethik boomt wie kaum ein anderes Fach, weil es sich einem gesellschaftlichen „Bedarf“, einer „Nachfrage“ nach Ethik gegenüber sieht und darauf mit dem Versprechen einer „Expertendisziplin“ reagiert (Fischer 2010).

Wie man aus der empirischen Moralforschung weiß, ist das moralphilosophische Denken in Normen und Regeln, Prinzipien und Begründungsfiguren im Hinblick auf moralisches Handeln ineffizient, weil es nur kognitive Einstellungen zu generieren vermag, deren Bezug zum faktischen Verhalten verschwindend gering ist. In der Fülle alltäglich notwendiger Handlungen und der gebotenen Geschwindigkeit der Entscheidungsfindung ist es unmöglich, alle Handlungen jederzeit daraufhin zu überprüfen, auf welchen Normen, Regeln und Prinzipien diese jeweils beruhen. Darüber hinaus führt das Ethos distanziert-rationaler ethischer Reflexion zu einer „desengagierten Ethik“ (Fischer 2012). Was das Verhalten bestimmt, sind entsprechend weniger abstrakte Normen, als vielmehr die *Haltungen* und inneren Einstellungen, die eine Person entwickelt hat. Diese sind nie nur rein rational, sondern immer ein unauflösliches Konglomerat aus Kognition und Emotion, das heißt ein Gemisch aus rationaler Überlegung und „irrationalen“ Gefühl. Das macht sie so stabil – und: verhaltenswirksam. Erst da, wo wir (auch) „emotional engagiert“ sind, werden wir aktiv, werden wir *selbst* aktiv. Es ist eine Sache, im *geschützten, distanzierten* Raum der Politik oder des phi-



Jürgen Große

Der beglückte Mann

Posterotische Meditationen

„Allein die nüchterne Zuneigung zählt. Und da es keine nüchterne Zuneigung gibt: die Zuneigung zwischen Ernüchterten.“

Das erotische Glück ist in der Moderne zu einem ungeheuren Versprechen geworden. Jürgen Große erforscht es mit seinen Posterotischen Meditationen aus sicherem Abstand. Ein Sentenzenbuch von klassisch klarer Gedankenführung, ein Genuss für alle Liebhaber aphoristischer Sprachkunst.

122 Seiten, gebunden,
ISBN 978-3-933722-45-4

www.verlag-derblauereiter.de



losophischen Seminars ethische Probleme zu *reflektieren* und *moralische Urteile* zu fällen und eine andere, als *moralisch Handelnder* in konkreten Situationen *selbst* gefragt zu sein.

Neurobiologisch gesehen sind Haltungen strukturelle Verankerungen von Erfahrungen in neuronalen Netzwerken des präfrontalen Cortex im Gehirn (siehe Erläuterungen), die aufgrund gleichzeitiger Aktivierung kognitiver und emotionaler Netzwerke entstehen. Sie lassen sich deshalb als sogenannte „Erfahrungsintegrale“ über wiederholt gemachte, ähnliche Erfahrungen beschreiben. Im deutschen Sprachgebrauch werden diese Haltungen auch als feste innere Überzeugungen bezeichnet. Sie sind den betreffenden Personen nicht immer bewusst, bestimmen aber darüber, was von einer Person wie wahrgenommen und interpretiert wird und worauf auf welche Art und Weise von ihr reagiert wird oder nicht.

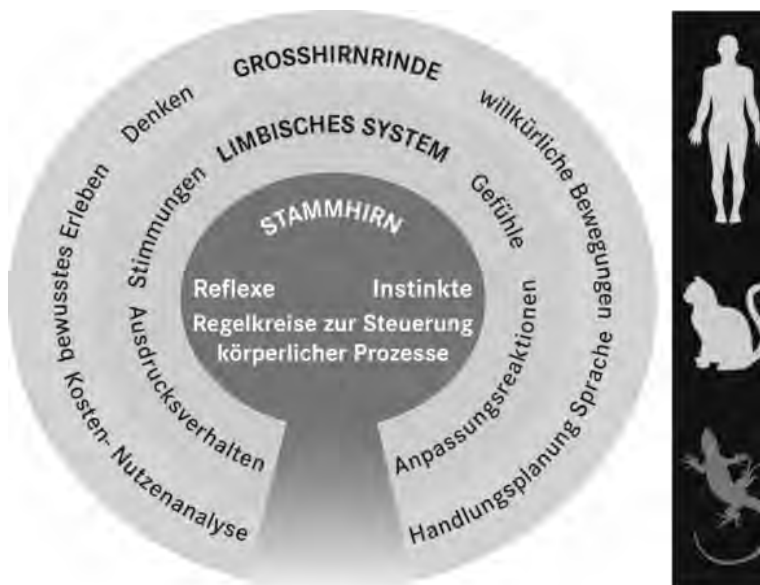
Der springende Punkt ist nun: Will man auf das Verhalten von Menschen Einfluss nehmen, dann muss man ihre Haltungen erreichen. Und das geht nur auf dieselbe Art und Weise, wie sie entstanden sind – durch *Erfahrungen* (in diesem Falle: durch neue, andere Erfahrungen). Es geht (in abgeschwächter Form) auch durch bestimmte Formen des Erzählens, die ja auch *beides*, Kognition und Emotion, ansprechen (Fischer 2010) und in der *Imagination* neue Erfahrungen ermöglichen (Keysers 2013). Es geht nicht durch rational-argumentative Begründungsstrategien. Diese aktivieren lediglich den kognitiven Anteil des für die Haltung verantwortlichen Netzwerks, während der davon nicht beeinflusste emotionale Anteil das betreffende Netzwerk in seiner gekoppelten Struktur gefangen hält. Ebenso wenig geht es entsprechend umgekehrt allein durch die Aktivierung von Emotionen. Das sah schon Augustinus, einer der ersten „Argumentationstheoretiker“, der darauf hinwies, dass Argumente ihre Adressaten auch „rühren“ müssen, um Verhaltensänderungen zu bewirken (Theobald 2008).

Das von einer Person erworbene Wissen und Können wird in den assoziativen Bereichen der Hirnrinde ohne eine Kopplung an emotionale Netzwerke verankert. Es ist zeitlebens veränderbar, kann durch neues Wissen und neue Fähigkeiten erweitert, überformt und ergänzt, an andere Personen weitergegeben, unterrichtet und erlernt werden, auch dann, wenn es für diese nicht existenziell bedeutsam ist. Im Unterschied dazu zeichnen sich Erfahrungen dadurch aus, dass sie für die betreffende Person aus ihrer eigenen Perspektive, also subjektiv hoch bedeutsam sind. Erfahrungen gehen immer „unter die Haut“, sie führen deshalb neben der Aktivierung kognitiver Netzwerke (was ist passiert?) immer auch zu einer Aktivierung emotionaler Netzwerke (wie ist es mir dabei ergangen?). Und weil diese emotionalen Netzwerke eng mit den für die Steuerung körperlicher Reaktionen zuständigen Netzwerken in den älteren Bereichen des Gehirns (Limbisches System und Hirnstamm – siehe Abbildung) verknüpft sind, kommt es dabei auch zu entsprechenden körperlichen Reaktionen. Das Herz rast, der Atem stockt, die Knie werden weich bei negativen Emotionen

– es kribbelt im Bauch, alles wird warm und angenehm bei positiven Emotionen. Die entsprechende Erfahrung wird also „am eigenen Leib“ spürbar. Auf diese Weise werden auch die aus diesen Erfahrungen herausgeformten inneren Überzeugungen und Haltungen nicht nur auf kognitiver, sondern gleichzeitig auf emotionaler und körperlicher Ebene verankert.

Bei der Mehrzahl dieser subjektiv gemachten Erfahrungen handelt es sich um Erfahrungen, die im Zusammenleben mit anderen Menschen gemacht werden. Die enge emotionale Bindung an subjektiv bedeutsame Bezugspersonen hat zur Folge, dass es vor

Abbildung:



allem bei Kindern und Jugendlichen auch zu einer Übertragung der jeweiligen Erfahrungen und der daraus entstandenen Haltungen und inneren Einstellungen dieser wichtigen Bezugspersonen kommen kann, obwohl diese nicht „am eigenen Leib“ gemacht worden sind (zum Beispiel Kriegserfahrungen der Eltern, intergenerationelle Weitergabe von Traumata).

Dieser Umstand macht auch verständlich, weshalb nicht vor allem die kognitiv vermittelten moralischen Regeln und Vorstellungen der Elterngeneration an ihre jeweiligen Nachkommen weitergegeben und tief in den Netzwerkstrukturen ihrer Gehirne verankert wer-

Neuronale Netzwerke

In ähnlicher Weise wie bei den Mitgliedern einer menschlichen Gemeinschaft kommt es auch zwischen den Nervenzellen (Neuronen) im Gehirn zur nutzungs- bzw. erfahrungsabhängigen Herausbildung spezifischer Beziehungsmuster (*experience-dependent plasticity*). Geknüpft werden diese Beziehungen über neuronale Fortsätze und deren spezialisierte Endbereiche (Synapsen). Die Kommunikation erfolgt über die Freisetzung unterschiedlicher Botenstoffe mit unterschiedlichen Wirkungen auf die nachfolgenden Neuronen (Transmitter). Solche neuronalen Interaktionsmuster entstehen in den verschiedenen Hirnbereichen in Abhängigkeit von den jeweiligen Nutzungsbedingungen. Sie werden als regionale neuronale Netzwerke bezeichnet.

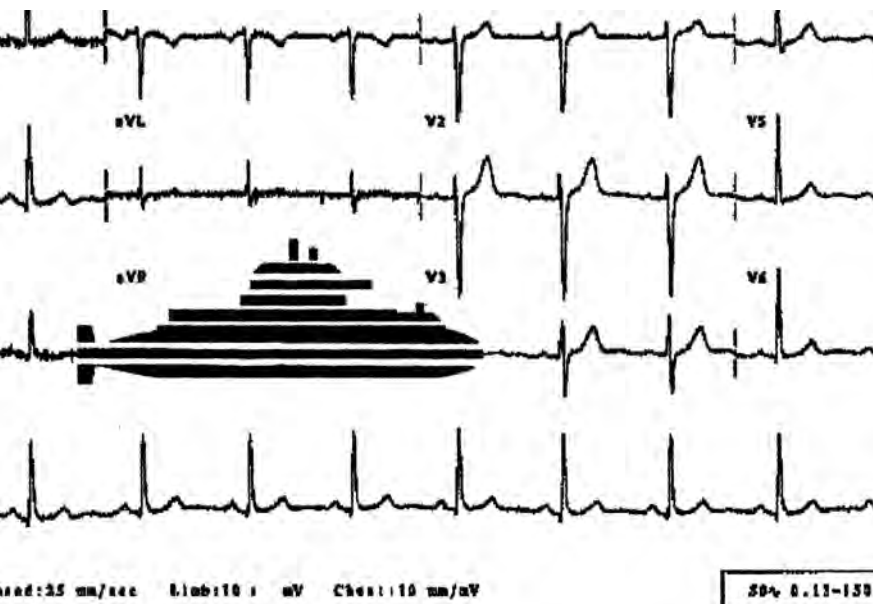


Abbildung:
Shopaholic (2)
Luciana Tamas,
2017; 21 x 28 cm

den, sondern hauptsächlich die in den Verhaltensweisen, Äußerungen und Maßnahmen dieser Elterngeneration zum Ausdruck kommenden inneren Einstellungen und Haltungen.

Die wichtigsten Erfahrungen, die wir als Menschen machen und die dann zur Herausbildung entsprechender Haltungen führen, sind Erfahrungen im Zusammenleben mit anderen, zunächst innerhalb der Familie, im Freundeskreis, in Schulen und Bildungseinrichtungen, am Arbeitsplatz oder in der sogenannten Freizeit. Und in diesem Zusammenleben besteht die entscheidende Erfahrung darin, dass sich eine Person entweder als Subjekt wertgeschätzt und anerkannt erfährt oder sich als Objekt der Erwartungen, Bewertungen, Belehrungen etc. durch andere Personen erlebt: Entweder wird man von anderen Personen so angenommen und gemocht, wie man ist, oder man muss sich erst durch das Erbringen erwarteter Leistungen Anerkennung und eigene Bedeutsamkeit in den Augen dieser anderen Personen erringen. Aus diesen beiden, sehr unterschiedlichen Grunderfahrungen entstehen völlig unterschiedliche Haltungen, die dann die daraus abgeleiteten eigenen Vorstellungen und das konkrete Verhalten gegenüber sich selbst und anderen Personen bestimmen. Wer als Heranwachsender oder später im Leben die Erfahrung machen konnte, „um seiner selbst willen“, also bedingungslos geliebt zu werden, verspürt keine Notwendigkeit, um Anerkennung und eigene Bedeutsamkeit zu kämpfen und sich anzustrengen, um die Erwartungen anderer zu erfüllen. Wer hingegen erfahren musste, dass er immer wieder zum Objekt der Erwartungen, Wünsche, Absichten, Unterweisungen oder Bewertungen anderer Personen gemacht wurde, entwickelt eine Haltung, aus der heraus er oder sie dazu neigt, entweder sich selbst zum Objekt (eigener Bewertungen, Wünsche, Optimierungsversuche etc.) zu machen oder andere als Objekte eigener Ziele und Absichten, Erwartungen und Bewertungen zu benutzen.

Diese beiden unterschiedlichen Perspektiven, die „Subjekt-“ oder „Objektperspektive“, sind ethisch höchst relevant, bestimmen sie doch, mit welcher Haltung man sich selbst und anderen begegnet: Wer sich

als angenommen erfährt, lebt nicht nur für die Verwirklichung seiner eigenen Ideale, sondern empfindet auch ein Bedürfnis „zum Dienst an der Gemeinschaft“, zur „Hingabe an das Leben“ (Wolf Büntig). Wer sich selbst oder andere zum Objekt macht, instrumentalisiert sich und/oder andere und neigt zu all jenen (Würde-)Verletzungen, die moralisch Legion sind. Der springende Punkt ist auch hier: Will man auf dieses Verhalten Einfluss nehmen, dann muss man die dahinter stehenden Haltungen erreichen – und ändern. Dies erreicht man, wie auch neurowissenschaftliche Untersuchungen belegen, nicht durch rationale Begründungsstrategien, sondern nur durch Erfahrungen, das heißt neue, andere Erfahrungen (vom Anti-Gewalt-Training bis hin zur klassischen Psychotherapie). Noch besser wäre, wenn solche Haltungen gar nicht erst entstehen. Das Bedürfnis nach Anerkennung (im Sinne von angenommen sein) ist kein menschlicher Beweggrund unter anderen, sondern der Wahrheitsgrund aller anderen Bedürfnisse (Tzvetan Todorov). Man könnte auch sagen: Wenn Menschen sich anerkennen, ist (beziehungsweise wird) alles gut. Wenn nicht, nützt keine noch so gut begründete Moral.

Werner Theobald ist Professor für Ethik in den Lebenswissenschaften an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel. Dr. rer. nat. Dr. med. habil. Gerald Hüther ist Neurobiologe. Er forscht vor allem über den Einfluss früher Erfahrungen auf die Hirnentwicklung, Auswirkungen von Angst und Stress sowie über die Bedeutung emotionaler Reaktionen.

Anmerkung:

1. „Moral predigen ist leicht, Moral begründen schwer“ – ein auch und gerade von Begründungstheoretikern gerne, oft aber falsch zitiertes Bonmot Arthur Schopenhauers, dessen geänderte Versionen die „ganze Energie“ jener „Sentenz“ wieder zu „vernichten“ im Stande ist (Schopenhauer 1991, Seite 632, Fußnote).

Literatur:

- Birnbacher, D.: Sind wir für die Natur verantwortlich? In: Birnbacher, D. (Hrsg.): Ökologie und Ethik. Stuttgart 1980
- Düwell, M.: Ästhetische Erfahrung und Moral. Freiburg/München 1999
- Fischer, J.: Sittlichkeit und Rationalität. Stuttgart 2010
- Fischer, J.: Verstehen statt Begründen. Stuttgart 2012
- Keyser, C.: Unser empathisches Gehirn. Warum wir verstehen, was andere fühlen. München 2013
- Metzinger, T.: Der Ego-Tunnel: Eine neue Philosophie des Selbst. Von der Hirnforschung zur Bewusstseinsethik. Berlin 2010
- Ott, K.: Moralbegründungen. Hamburg 2001
- Pollmann, A.: Was ist ein moralisches Problem? In: Information Philosophie 3/2014, Seite 15–25
- Schopenhauer, A.: Über die Grundlage der Moral. In: Arthur Schopenhauers Werke in fünf Bänden, Band III. Herausgegeben von Ludger Lütkehaus. Zürich 1991
- Theobald, W.: Wirtschaft und Umwelt – ein unlösbarer Konflikt? In: Kersting, W. (Hrsg.): Moral und Kapital. Paderborn 2008, Seite 247–260